

# Der moralische Faktor im Ernstkampfe

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **51=71 (1905)**

Heft 32

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-98188>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LI. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXI. Jahrgang.

**Nr. 32.**

Basel, 12. August.

**1905.**

Erscheint wöchentlich. Preis per Semester franko durch die Schweiz Fr. 4. Bestellungen direkt an „Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. Verantwortlicher Redaktor: Oberst U. Wille, Meilen.

**Inhalt:** Der moralische Faktor im Ernstkampfe. — Die grosse Festungskriegsübung bei Thorn. — Eidgenossenschaft: Truppenzusammenzug. Abkommandierungen. Vom Unteroffiziersfest. — Ausland: Österreich-Ungarn: Gebirgsmanöver. Marokko: Instruktionsoffiziere der marokkanischen Armee. — Verschiedenes: Die Bewaffnung der Feldartillerie in den einzelnen Staaten.

## An die Abonnenten!

Da wir in den nächsten Tagen mit dem Neudruck der Versendungsliste beginnen, ersuchen wir die geehrten Abonnenten, uns möglichst bald jede Aenderung der Adresse besonders auch hinsichtlich des Grades gefl. angeben zu wollen.

Hochachtungsvoll

Basel.

Expedition

der „Allgem. Schweiz. Militärzeitung“.

## Der moralische Faktor im Ernstkampfe.

Aus allen Berichten, die uns aus dem ostasiatischen Völkerkriege zufließen, leuchtet die Tatsache heraus, dass überall da, wo die Gegner zusammenstossen und wo sie mit einander tagelang ringen, der moralische Faktor schliesslich den Ausschlag gibt. Dragomiroff, der grosse Schüler seines grossen Meisters Suworoff, hat schon vor Jahren den Ausspruch getan, dass dasjenige Heer die Siegespalme erringen werde, das weniger nervös sei. Er hätte ihn dahin modifizieren sollen, dass der Erfolg sich an die Fahne derjenigen Armee heften werde, deren Moral die bessere sei. Seit Einführung der modernen Waffen in allen Heeren der Gegenwart hat die Schlacht ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Diese Tatsache zeigte sich schon im serbisch-bulgarischen Krieg und hat sich seit Einführung des rauchschwachen Pulvers noch mehr herausgebildet: die Leere, die Öde des Kampfgefildes ist ein Faktor, der auf den einzelnen Mann, der immer mehr auch in der Schützenlinie zum immerhin abhängigen Einzelkämpfer wird, deprimierend einwirkt. Schon im Burenkrieg erzeugte die seelische Einwirkung schwere psychische Störungen, eine Art Wahnsinn, die sich im gegenwärtigen Kriege derart häufen, dass ein auf russischer Seite stehender

Rotkreuzarzt den denkwürdigen Ausspruch getan hat, man werde dazu kommen müssen, die Frage zu prüfen, ob es nicht notwendig sei, den Bataillonen neben ihren bisherigen Ärzten auch noch besondere Irrenärzte, Psychiater, mitzugeben. Um sich ein klares Bild von all diesen verschiedenartigen Verhältnissen zu machen, um überhaupt eine Vorstellung von den Erscheinungen des modernen Kampfes zu erhalten und namentlich auch, um die Behauptungen zu klären, die glauben, es liessen sich aus dem Burenkriege keine für die europäischen Massenheere gültigen Folgerungen ziehen, haben bekanntlich die meisten Staaten, auch die Schweiz, Missionen zu beiden Parteien im fernen Ostasien gesandt und es bleibt nun abzuwarten, welche Meldungen sie ihren vorgesetzten Behörden erstatten.

Inzwischen führen aber, wie ich vor einiger Zeit in der „Basler Zeitung“ auseinandergesetzt habe, einfache Betrachtungen zu etwas anderen Schlüssen, als die, die unmittelbar unter dem Eindruck der afrikanischen Treffen gezogen worden sind. Da hiess es immer, die entsetzlichen Verluste hätten die Engländer im ersten Teile des Krieges zum Rückzuge gezwungen, oder: Am wohlgezielten, nie fehlenden Feuer der Buren sind die englischen Sturmanläufe zerschellt und zerstoben! Diese Behauptungen haben dann zu Präbeleien und Exerzierplatzspitzfindigkeiten geführt (vgl.: „Über den sog. Burenangriff“ in Nr. 3 und 4 der Allg. Schweiz. Militär-Zeitung 1903), zu ganz unmöglichen Vorschlägen, wie eine Truppe in der modernen Schlacht dem Gegner auf den Leib zu rücken habe. „Für den Soldaten waren jene Präbeleien sehr gefährlich und es herrschte eine Zeit lang in den taktischen Ansichten ein heillosen Wirrwarr: reglementarische und eingeschmuggelte Bestimmungen, persönliche

Ideen von Vorgesetzten und Schriftstellern (Langlois, de Négrier), Erprobtes und Versuchtes — alles wirbelte wirr durcheinander, und es hielt lange recht schwer, sich ein einigermaßen klares Bild von den wirklichen Tatsachen zu machen.

Fragen wir uns: Sind die Lehren aus dem Burenkriege wirklich derartige, dass es gerechtfertigt erscheint, alles Bestehende über den Haufen zu werfen und neues an die Stelle des bewährten Alten zu setzen?, so lautet die Antwort: Gewiss, manches hat sich als überlebt herausgestellt, aber die Verluste waren in keinem Treffen derartige, dass deshalb ein Weiterkommen der englischen Angriffskolonnen ausgeschlossen gewesen wäre, ja die Wirkung der neuesten Gewehrkonstruktionen ist im Ernstkampf keine so stark erhöhte, wie sie nach den Ziffern angenommen werden kann, die auf den Schiessplätzen erhalten worden sind, und die Schlüsse, die man daraus gezogen hat, müssen deswegen vielfach als hinfällig bezeichnet werden. Und im japanischen Kriege ist die Erscheinung eine ganz ähnliche: allerdings werden hin und wieder Einheiten vollkommen aufgerieben, gehen ganze Bataillone in tollkühnem Anlauf zu Grunde, aber die Gesamtverlustziffern, die man in mehr oder weniger offiziellen Relationen trifft, sind keineswegs aussergewöhnliche. Aus dem gegenwärtigen Kriege stehen mir allerdings keine genauen Zahlen zur Verfügung, aber aus dem Burenkriege und einigen früheren kennt man sie um so genauer. So verlor das Buller'sche Korps bei Colenso am 15. Dezember 1899 nicht ganz 900 Mann oder 6 % der Effektivstärke. Die Royal Dublin-Füsiliere büssten 24 %, die Connaught Rangers 16 % (mit Einschluss der Gefangenen und Verschwundenen) ein, während die Gardeschützen seiner Zeit bei St. Privat am 18. August 1870 mehr wie die Hälfte, nämlich 54 %, das erste Bataillon des 50. Regiments bei Wörth 43 %, das 18. bei Mars-la-Tour gar 68 % und das 52. die Prozentzahl seiner Nummer, d. h. 52 % einbüsste. Bei Forbach-Spichern verloren das 8. und 12. Regiment je 800 Mann oder einen Viertel bis einen Drittel ihres Gefechtsbestandes. Überhaupt büssten die Regimenter der 1. Gardedivision bei St. Privat, der 10. Division bei Wörth, jedes einzelne durchschnittlich so viel ein wie das ganze Buller'sche Korps bei Colenso — blieben aber noch verwendbar. Bei Magersfontein (am 11. Dezember 1899) hatte ein Hochländerbataillon mit 35 % Toten und Verwundeten die höchste Verlustziffer erreicht. Immer aber war hier der Verlust an Offizieren sehr gross.

Wenn man nun ferner bedenkt, dass ein Zuavenregiment bei Wörth mehr wie die Hälfte seines Bestandes einbüsste und doch noch ver-

wendbar blieb, dass nach dem verunglückten Gegenstoss der 2. Brigade der Division Conseil-Dumesnil gegen die 17. und 19. deutsche Brigade bei Elsasshausen-Wörth, bei welchem Anlasse 56 Offiziere bluteten, die Regimenter von Hauptleuten, Bataillone von Leutnants, Kompagnien von Unteroffizieren wieder gegen den Feind geführt wurden, dass das 36. Regiment später 26 Offiziere auf der Walstatt liegen liess und weiterkämpfte, so sehen wir daraus doch deutlich genug, dass die blutigsten der modernsten Schlachten mit denjenigen des grossen deutsch-französischen Krieges gar nicht zu vergleichen sind. Das interessanteste Beispiel von der Möglichkeit, Verluste zu ertragen, gibt uns aber das 3. Zuavenregiment bei Wörth. Es trat mit einem Bestand von 65 Offizieren und an 2000 Mann ins Gefecht; am Morgen nach der Schlacht traten noch 24 Offiziere und 415 Mann beim Appell zusammen — 17 Offiziere waren tot, 24 verwundet, 1585 Mann lagen im Niederwald! Neun Kompagnien hatten in 15 Minuten 16 Offiziere und 373 Mann verloren. In der Schlacht bei Sedan verlor das 89. Regiment der Brigade Bastide (Division Liébert), das mit 1900 Mann in den Kampf getreten war, 39 Offiziere (18 tot), 940 Soldaten, und stritt vor den Toren der Festung weiter!

Aus solchen Tatsachen darf wohl gefolgert werden, dass es gar nicht die Verluste als solche gewesen sein können, welche die Engländer zum Aufgeben der Angriffsbewegungen zwangen, und das nämliche scheinen auch die Kämpfe in Ostasien darzutun: über Hekatomben schreiten die japanischen Angriffe weiter. Einen „Burenangriff“ brauchen wir daher auch von diesem Gesichtspunkte aus nicht. Wenn aber umsichtige, die Verhältnisse genau kennende Offiziere dennoch einer Änderung des Verfahrens das Wort reden, so muss die Ursache, weshalb sie es tun, anderswo gesucht werden. Wo liegt sie denn?, fragen wir uns unwillkürlich und bei weiterem Nachdenken finden wir die Antwort. Sie liegt auf moralischem Gebiet, im Menschen selber, der in den Kampf zieht, oder besser gesagt, in dessen Nervensystem! Allerdings liegen die Verhältnisse nicht so, dass der phlegmatischere Mensch, der apathische Soldat unbedingt der Sieger sein wird — sonst müssten die Russen im ostasiatischen Krieg bis jetzt stets über die quecksilbernen, kleinen und gewandten Japs triumphiert haben. Das stumpfe Herdengefühl, das in den Massenstössen der Moskowiter, nach Suworoffs Vorbild und Dragomiroffs Lehre, zum Ausdruck kommt, ist nicht das Zeichen eines besser für den Kampf geeigneten Nervensystems, sondern einzig und allein der Inbegriff geistiger Tieferstellung. Tritt bei solchen Truppen eine Panik ein, so wird sie viel schrecklicher,

als die, welche deutsche und französische Heerhaufen im Kriege von 1870/71 (St. Privat, Sedan) erlitten haben.

Im Gefecht feuert der Mann im Lärm, in Rauch, Staub und Getöse. Er ist aufgereggt durch das Stöhnen und Schreien verwundeter und fallender Kameraden. Er weiss nicht, welchen Augenblick das Geschoss einschlägt, das auch ihn ausser Kampf setzt, welchen Moment des Todes kalte Hand seine Stirne berührt. Der bekannte russische General Wereschtschagin, der Bruder des mit Makaroff auf dem „Petropawlowsk“ verunglückten Schlachtenmalers, der 1877 Ordonnanzoffizier Skobelevs war, gesteht in seinen Erinnerungen ein: Je näher ich an die Hauptlinie herankomme, desto häufiger vernehme ich das Pfeifen der Kugeln. Ich hatte mir eingebildet, Gott weiss wie feuerfest zu sein . . . Wären nur die verdammten Kugeln nicht gewesen, die wie Hornissen herumflogen. Ich fühle immer mehr, dass meine Seele Furcht beschleicht. (Es ist zu bedenken, dass es nicht das erste Mal war, dass Wereschtschagin im Feuer stand!) Gott im Himmel, was waren das für Minuten! Die Kugeln heulen und stöhnen wie mit Menschenstimmen, andere miauen wie Katzen. — Mein Herz drohte stille zu stehen . . . Dabei ist ferner zu bedenken, dass der, welcher hier spricht, ein hochgebildeter und keineswegs abergläubischer Mann ist.

Ein anderes Zeugnis ist noch wertvoller. Ein australischer (englischer) Arzt, der auf türkischer Seite den Feldzug von 1877/78 mitgemacht hat und der in Plewna mit eingeschlossen war, der also viel gesehen und oft im Feuer gestanden hat, bemerkt in seinen Memoiren an einer Stelle, wo er vom zweiten Plewna erzählt: Der Anblick erschütterte meine Nerven derart, dass mir eiskalt und ganz schlecht wurde . . . Wenn man nun bedenkt, dass der Zeuge schon als Arzt viel schreckliches gesehen hat, dass er zudem schon viele Kampffesszenen erlebt hatte, bevor er das schrieb, so kann man sich vorstellen, wie es dem Manne im Gliede zu Mute sein mag, wenn die Geschosse zischen!

Sehr anschaulich und deshalb packend schildert Prof. Pflugk-Harttung, der als Freiwilliger selber im Kugelregen gestanden hat, den moralischen Zustand der Kämpfenden. Er schreibt: Ruhig bleiben nur wenige im Kampfe; doch nehmen die meisten sich zusammen und manche steigern dies bis zur Todesverachtung. Anderen sieht man wenigstens keine Erregung an, sie stehen fest und gehen entschlossen vor; einzelne sind aufgereggt vergnügt bis zum Tanzen. Manche freilich zeigen deutlich den Ausdruck der Angst, des Nervenreflexes in dem wahnsinnigen Getöse, der furchtbaren Gefahr. Da sieht man bärtige

Männer völlig unzurechnungsfähig; ihre Kniee und Hände schlottern. Diesem und jenem sind die Arme wie gelähmt. Der Kopf ist leer und hohl, unfähig zusammenhängend zu denken. Der eigene Wille hört auf im dumpfen Masseninstinkte. Man ist halb wie im Traum. Die Eindrücke von aussen wirken unklar und nur in ihren stärksten Erscheinungen. Manche Leute sind leichenfahl oder quittengelb, von Kälte durchrieselt, andere von Hitze und Aufregung fuchsrötlich, mit triefendem Schweiss auf der Stirne. Dem einen flimmert es vor den Augen, dem anderen füllen sie sich mit Tränen oder sie sind wie ausgetrocknet. Einer verfällt geradezu in Weinkrämpfe. Der Mund ist halb geöffnet, die Lippen sind nach innen gekniffen oder halb aufgeworfen. Die Kehle ist wie zugeschnürt, als würde man erdrosselt. Die Zunge klebt trocken am Gaumen, im Munde ein fauliger, erdiger Geschmack, im Magen ein Gefühl von Ekel und Übelkeit. Plötzlicher Durchfall stellt sich ein und da die Ärmsten bisweilen nicht austreten können oder wohl gar nicht daran denken, so macht er sich sonstwie bemerkbar. Vereinzelt sind sogar Fälle von Herzschlag vorgekommen. — Alles wirbelt durcheinander, Seelisches und Physisches, Anfälle von Feigheit und wahnsinniger Mut. Der Umstand, dass Körper und Geist meistens durch vorhergegangene Anstrengungen und Entbehrungen weniger widerstandsfähig geworden sind, überliefert den Menschen um so härter den Schrecknissen des Augenblicks.

Diese Darlegungen zeigen klar, welche ungeheure Einwirkung der Kampf mit seinen Schrecken auf die menschliche Psyche ausübt und dass es daher moralisch sehr starke Naturen braucht, um dessen zersetzenden Einflüssen zu widerstehen. Wenn man nun weiter bedenkt, dass diese Schilderungen aus den Kriegsjahren 1870/71 und 1877/78 stammen, also aus der Zeit der grosskalibrigen Gewehre mit stark rauchendem Pulver, wenn man ferner bedenkt, dass die Verhältnisse unterdessen wesentlich andere, vom psychologischen Standpunkte aus schwierigere geworden sind und dass die Nervosität des Menschen, der in den modernen Massenheeren steckt und ficht, ganz bedeutend zugenommen hat, dann scheinen die Recht zu haben, die behaupten, der moderne Mensch sei gar nicht imstande, überhaupt noch Verluste auf dem Schlachtfelde zu ertragen, er werde schon unter den geringsten moralischen Einflüssen von aussen her zusammenbrechen und versagen. Die Erfahrungen im ersten Teile des Burenkrieges scheinen das auf den ersten Blick bestätigen zu wollen: hier siegte die natürliche Kraft über die nervöse Hast der Zivilisation unserer alten Welt. Doch der Schluss ist ein Trugschluss, wie die Folge bewiesen hat,

und wie es auch der neueste Krieg zu bestätigen scheint. Es sind wesentlich andere Faktoren, die in hervorragender Weise mitwirken. Dass das Beispiel des Führers oft Wunder tut, das lehrt die Kriegsgeschichte auf jeder Seite, das südafrikanische Ringen hat es vollauf bestätigt, und auch der neueste Krieg predigt uns die nämliche alte Wahrheit.

Es ist gar nicht so ganz aus der Luft gegriffen, wenn die Behauptung aufgestellt worden ist, der deutsche Hauptmann und Leutnant habe den deutsch-französischen Krieg gewonnen und nicht die höhere Führung. Jedenfalls spielt der herzhafteste, tapferste Offizier, von dem das italienische Reglement verlangt, dass er seinen Leuten ein leuchtendes Beispiel sei, von dem die neuen französischen Vorschriften sagen, dass hinter ihm alle Soldaten stehen werden, eine ganz hervorragende Rolle. Dasselbe gilt von jedem wackern Unteroffizier und Soldaten, der in kritischen Augenblicken, wenn die wirklichen Führer gefallen sind, die Führung übernimmt, das Kommando an sich reisst. Was in dieser Beziehung oft ein Wort wirkt, beweisen uns die Regimentsgeschichten. Bei Floing, z. B. in den Kämpfen um Sedan, wurden hessische Kompagnien auseinandergesprengt und zurückgedrängt. „Aus allen Häusern beschossen, mussten sie bis zur Querstrasse zurück, wo an der Strassenkreuzung unter Leutnant von Stammford ein noch kampffähiger Rest der Schützentruppen sich kraftvoll wehrte. „Wer unverwundet den Platz verlässt, vors Kriegsgericht!“, rief der entschlossene Leutnant seinem Häuflein zu. Das wirkte . . . das Gefecht ging weiter.“ (Bleibtreu.)

Die Frage des moralischen Faktors behandelt eine brillant geschriebene Studie des trefflichen Militärschriftstellers, Generalmajor Reiser von Lichtenstern. Sie trägt den Titel „Taktische Probleme“ und gehört zum Sublimsten, was je über diese Materie geschrieben worden ist (Berlin 1903, Verlag von A. Bath). Ich entnehme ihr die nachfolgenden (zwischen Gänsefüßchen gesetzte Stellen wörtlich) Ausführungen.

Im ersten Abschnitt, die er „Die Psychologie der Entscheidung in der Schlacht“ nennt, wird dargelegt, dass der heutige Krieg einen durchaus anderen Charakter trägt und vollständig andere Zwecke verfolgt wie in früheren Zeiten, wo es sich lediglich darum handelte, so viel Feinde wie möglich zu erschlagen, weil der schliessliche Endzweck die totale Vernichtung des Gegners war. Im direkten Gegensatz hiezu handelt es sich heute lediglich darum, dem Feind den Willen des Siegers aufzuzwingen, d. h. ihn so niederzuwerfen, dass er die Forderungen des Siegreichen anerkennt: aus diesem Grunde nimmt die Zahl der Gefangenen beständig zu. Aller-

dings gilt dieser Satz beim Kampfe zweier Rassen, als welcher der ostasiatische Krieg im Grunde erscheint, nur in bedingter Weise, weil der Rassenhass ähnlich dem Klassenhass den Menschen zur Bestie macht. Das beweisen uns viele Berichte aus der Mandschurei: eine allgemeine Generalabschlachterei ist die Signatur mancher Schlachten und unerhört die Ströme Blutes, die an bestimmten Stellen fliessen.

Beim Ringen um die Anerkennung des stärkern Willens lastet das Gefühl und die Überzeugung der Minderwertigkeit auf den Herzen wie ein Alpdruck — das beweist uns sehr deutlich das Verhalten der Franzosen 1870 der deutschen Artillerie gegenüber, die sie vom ersten Zusammenstoss hinweg als der ihrigen weit überlegen erkannten — und lähmt die Energie des Unterliegenden von vorne herein derart, dass der Sieg oft genug schon errungen ist, bevor nur der erste Schuss fällt. Sieger wird heute der, welcher den Willen seines willensschwächeren Gegners beugt, ihn geradezu bricht.

„Eine Truppe geht vor. Geschosse schlagen ein. Die Truppe stutzt und kommt ins Wanken. Warum gibt sie ihr Vorhaben auf? Wodurch wurde ihr Wille gebeugt? Etwa durch die erlittenen Verluste? Nein. Die Treffer schädigten andere, die Zurückweichenden gingen heil hervor! Aber die tödlichen Geschosse riefen in ihnen, mehr oder weniger bewusst, die Vorstellung wach, dass alsbald auch ihre Stunde schlagen werde. Aus den empfangenen Eindrücken gewannen sie die Überzeugung von der drohenden Nähe ihrer materiellen Vernichtung.“

Dem modernen Schlachtfelde haftet, wie schon erwähnt, eine Eigentümlichkeit an, die dem früheren fehlte. Es ist die unheimliche Leere. Früher war es von Pulverdampf erfüllt; schwer lasteten die grauen Wolken auf dem Plan und klar und deutlich hoben sich die Stellungen vom Untergrund ab. Diese „Zeichnungen im Gelände“ sind verschwunden, kaum ahnt der Angreifende die Lage seines Gegners, aus dessen todbringenden Feuerschlünden das Verderben in seine Reihen sprüht und sie lichtet, ohne dass er etwas von dem Todsender sieht. Da stockt auch das tapferste Herz für Augenblicke und krampfhaftige Aufregung bemächtigt sich der Gemüter. Das haben die angreifenden Engländer im Burenkriege oft genug erfahren. Die dadurch erzeugte Willenslähmung pflanzte sich über ganze Regimenter fort, die einfach nicht mehr vorzubringen waren — die reinste Massensuggestion! In solchen Fällen wirkt das Beispiel des beherzten Führers, des todesverachtenden Kameraden wahre Wunder; auch ein derber Fluch oder schlechter Witz hat schon manches Mal gute Dienste geleistet. So soll der Ausspruch eines Gefreiten im Langensulz-

bacher Wald bei Wörth: „Kameraden, fürchtet ihr euch vor den winzigen blauen Dampfnebeln?“ die Bayern zu erneutem Vordringen hingerissen haben.

„Das Mittel, um das Ziel der Schlachten, das Brechen des feindlichen Willens, zu erreichen, ist seelischer Natur und besteht darin, dass man dem Gegner die Überzeugung von der drohenden Nähe seiner materiellen Vernichtung beibringt.“ Das beste Mittel zum Erreichen dieses Zweckes ist eine gute Feuerwirkung, das Erzielen von Treffern, mithin eine gute Schiessausbildung und eine straffe Feuerzucht.

So ist auch die „Feuerüberlegenheit“, welche den zweiten Teil der Studie bildet, „ein psychophysischer Zustand der Überlegenheit über den Gegner“. Aber der Weg, der meistens eingeschlagen wird, um sie zu erringen, ist ein durchaus falscher und in die Irre führender: nicht durch das beliebte „Zudecken mit Blei“ wird sie erreicht, sondern wiederum einzig und allein durch das Erzielen von Treffern — das muss man sich wohl merken. Das haben die Serben 1885 zu ihrem grossen Schaden trotz ihrer überlegenen Bewaffnung erfahren und teuer bezahlen müssen: gleich zu Anfang des Feldzuges verschossen sie ungeheure Bleimassen und hatten in den folgenden Treffen keinen Schiessbedarf mehr. So war es auch anfangs den Franzosen 1870 ergangen. Davon wissen die Teilnehmer an der Schlacht von St. Privat bitteres zu erzählen. „Es werden in der Schlacht nicht wie beim Schiessen auf Fallscheiben die Treffer hüben und drüben abgezählt — die Schlacht ist kein Rechenexempel“. Die entscheidenden Faktoren sind der Zustand von Führung und Truppe, deren moralischer Wert, ihre grössere und geringere Nervosität, die Ruhe und Unerschrockenheit.

„Die Buren haben uns in der Verteidigung ein interessantes und lehrreiches Beispiel des individuellen Kampfverfahrens (im Gegensatz zum Massenheer) gegeben“ — und der gegenwärtige Krieg ist reich an Episoden, wo die Japaner es auch im Angriff mit Erfolg durchgeführt haben. „Die Buren waren keine Soldaten und es hat ihnen an Disziplin und an vielem anderen Wichtigem und Unerlässlichen recht sehr gefehlt. Sie waren nur Bürger und Jäger. Als solche aber hatten sie die Vorzüge ihrer Mängel: frei von körperlicher und seelischer Starrheit haben sie sich in bezug auf natürliche Entfaltung einfach menschlichen Könnens im Kampfe allen europäischen kastenmässigen Heeren weit überlegen gezeigt; sie erinnern in dieser Beziehung an die Schweizer am Ausgang des Mittelalters, an die amerikanischen Kolonisten und die französischen Revolutionäre in der zweiten Hälfte und zu Ende des 18. Jahrhunderts.“

Nun ist aber gerade der Begriff des individuellen Kampfverfahrens in letzter Zeit vielfach ganz falsch verstanden und aufgefasst worden und so sind jene Exerzierplatzspitzfindigkeiten entstanden, von denen schon die Rede war und die im „Deutschen Infanterieangriff (Modell) 1902“ ihren Höhepunkt erreicht haben. Wenn auch der Mann in der Schützenlinie Individuum bleiben und nicht zur Maschine, zum Organ eines höheren Organismus (der Einheit) in dem Sinne werden soll, dass er sklavisch an die Schablonenreiterei des Kasernenhofes gefesselt ist, so bedeutet doch Individualität nicht absolute Selbständigkeit und Selbsttätigkeit. Eine solche Auffassung müsste gerade deshalb zum moralischen Verhängnis für die ganze Truppe werden, weil damit dem Drückebergertum der schwachen und moralisch defekten Naturen Vorschub und der Fahnenflucht im Ernstkampfe Tür und Tor geöffnet würde. Nein, der Mann muss das Bewusstsein haben, er muss es auch im bittersten Ernststreit jederzeit fühlen, dass er nur ein Glied eines grösseren Ganzen ist, dass es aber die Pflicht dieses Gliedes gebietet, dass es seine persönlichen Wünsche dem Wohle des Ganzen unterordnet: So entsteht der moralisch feste Halt, das dichte Gefüge des Ganzen.

Bis jetzt — und im gegenwärtigen Kriege russischerseits wieder ganz besonders stark ausgeprägt — wurde das Gewehr nur als Feuerwaffe auf gewisse Entfernungen verwendet. Sobald die Entscheidung herannahte (die Stellung „sturmreif“ geworden war), wurde, eine Überlieferung aus längst vergangener Zeit, das Seitengewehr aufgepflanzt und zum Kampfe mit der blanken Waffe übergegangen: „die Kugel muss dem Bajonett den Weg bahnen“ (Hotze). Die Buren kannten das Bajonett nicht: sie erwarteten den Feind in ihrer wohl vorbereiteten Stellung, liessen ihn auf nahe Entfernung anrennen und wiesen kaltblütig den Stoss mit Feuer ab. Die Japaner scheinen das umgekehrte Verfahren oft genug mit bestem Erfolg anzuwenden, indem sie beim Anlauf den russischen Bajonettfechtern gegenüber die Schusswaffe auch im Nahkampf, ja im Handgemenge, als solche verwenden, wenngleich sie, wenn nötig, sehr geschickt mit der blanken Waffe umzugehen verstehen. Es ist das ein geradezu glänzender moralischer Erfolg: das Drohen mit dem Spiess gehört der vergangenen Zeit, der Epoche der Stosstaktik an und passt ganz und gar nicht ins Zeitalter der Feuertaktik hinein. „Das taktische Problem, die bisherige Feuerwaffe auch als wirksamste Nahwaffe zu gebrauchen, hat somit der Burenkrieg gelöst“.

Der dritte und letzte Teil der hochbedeutenden Arbeit führt die Überschrift: „Neue Taktik — neue Wege“. Es wird darin der

Nachweis zu erbringen gesucht, dass „die heutigen Gefechtsforderungen, weil zu einer höheren mechanischen Form, zu einem neuen Drill, dem Gefechtsdrill, führen“. Lichtenstern verlangt gewohnheitsmässigen, mechanischen Gehorsam, Erlernen der Schützentätigkeiten bis zur mechanischen Geläufigkeit, sowie das Einflössen und Einsuggerieren ächt soldatischer und männlicher Vorstellungen. „Ob sich der Schütze im Milieu des Ernstkampfes bewährt, ob er hier überhaupt die innere Kraft besitzt, die eingelernten Mechanismen hervorzurufen und zu erhalten — das hängt vor allem ab von der Rasse, der er entstammt, dem Charakter, der ihm eigen ist und der Erziehung, die er genossen hat.“

Die Massenhære bestehen und setzen sich zusammen aus Einzelindividuen. Des Einzelnen Tugenden und Untugenden, seine Fehler und Vorzüge, seine Gebrechen und Vollkommenheiten gehen daher entweder auf die Masse über, nämlich dann, wenn er ein führender Charakter ist, oder sie verschwinden darin, wenn das nicht der Fall ist. Der Wert oder Unwert des Führers spielt deshalb eine hervorragende Rolle, sein Geist suggeriert der Truppe den Geist ein, hypnotisiert sie. Führer aber kann jeder sein, der im Augenblick der Gefahr, wenn die nominellen Führer gefallen sind, den Führerberuf in sich fühlt. Da nun endlich, wie gezeigt worden ist, die moralischen Qualitäten den Ausschlag geben, so wird die moderne Schlacht nicht sowohl durch neue Formen, als vielmehr durch den moralischen Wert der Truppen entschieden werden.

Die bisherigen Erfahrungen im russisch-japanischen Kriege sprechen entschieden für diese Theorie und zeigen deutlich, wo der Hebel an gesetzt werden muss, um zu Resultaten zu gelangen.

M.

Nachtrag. Soeben veröffentlichten die „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, herausgegeben vom Grossen Generalstabe“ (Berlin, Mittler & Sohn) im 3. Heft 1905 eine Studie von Oberleutnant Müller im Inf.-Reg. Alt-Württemberg Nr. 121, „Über Gefechtsverluste.“ Hier finde ich folgende Angaben: Am Yalu verloren in 7 Stunden das 11., 12. und 22. Schützenregiment bei einem Totalbestand von je 2100 Mann, resp. 900, 800, 200 Mann oder 42,9%, 42,4%, 12,4% und an Offizieren 56,4%, 58,9%, 10,2%.

### Die grosse Festungskriegsübung bei Thorn

verspricht immer mehr zu der bedeutendsten Übung zu werden, welche die Neuzeit auf diesem Gebiete der Kriegskunst aufzuweisen hat. Als ein Vorläufer der Übung kann die Angriffsübung

aus schwerer Artillerie gelten, die in der Nacht vom 1. zum 2. August auf dem Artillerieschiessplatz bei Thorn, im Beisein des kommandierenden Generals des II. Armeekorps, General Langenbrok und des Kommandeurs der 4. Division, Generalleutnant Schulz, stattfand. Die Verteidigung lag dabei dem Infanterie-Regiment Nr. 148 und dem Pionierbataillon Nr. 2 ob, die sich mit den Truppen der Garnison Thorn vereinigten und in der Stadt Quartier bezogen hatten. Der Angriff wurde von den Infanterie-Regimentern Nr. 14, 34 und 129 ausgeführt, denen sich als Artillerie die Feldartillerie-Regimenter Nr. 17 u. 33 anschlossen. Das Pionierbataillon Nr. 2 wurde ausserdem in der Nacht vom 2. zum 3. August zu Erkundigungsübungen gegen die Festungswerke des Südufers der Weichsel verwandt.

Bei der bevorstehenden grossen Festungskriegsübung sollen auch **Maschinengewehre** unter neuen Gesichtspunkten Verwendung finden, da sie für den Festungskrieg, nach den Erfahrungen der Belagerung von Port Arthur besondere Bedeutung bekommen haben. Die Japaner wussten sich ihrer mit grossem Nutzen zu bedienen, und waren auch hierin ihrem Gegner weit überlegen. Auch leichte Schnellfeuerkanonen werden bei der Übung zur Verwendung gelangen. Ihre Vorzüge bestehen in der vernichtenden Kartätschwirkung auf näheren Entfernungen und ganz ebenso wie die Maschinengewehre auch darin, dass sie wenig Raum und wenig Mannschaften zur Bedienung beanspruchen; es heisst, dass sie bei dieser Festungskriegsübung in fahrbaren Panzertürmchen zur Verwendung gelangen.

Ausgedehnte Versuche sollen auch gemacht werden mit den verschiedensten Mitteln zur Beobachtung und zum Übermitteln der Meldungen und Befehle. Für die letzteren Zwecke sollen Brieftauben in grösserem Umfange verwendet werden und auch einige Kriegshunde, natürlich auch im ausgedehnten Masse der optische Telegraph. **Beobachtungsposten** sollen an geeigneten Punkten auf die bisherige feldmässige Art oder auf Gerüsten, die nach einem neuen System konstruiert sind, aufgestellt werden, es sind dies Stangengerüste mit mehreren unter sich mit Leitern verbundenen Plattformen, auf denen die Beobachter gegen Gewehr- oder Schrapnellkugeln durch Sandsackdeckungen oder Holzwände geschützt sind; auch die Bedeutung der Deckung nur gegen Sicht (Masken) wird erprobt und in Vergleich gezogen werden, sowie auch der vergleichende Wert zwischen ständigen Observatorien, die an bedeutenden Punkten gedeckt gegen Sicht und Wirkung aufgestellt sind und solchen, die von grosser Leichtigkeit und Einfachheit sind und daher, wo man sie gerade